Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 623. **Donnerstag** den 7. December 1899. **93. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 7. December.

Das nutzlose und ärgerliche **Verbindungsverbot für Vereine** wäre nun endlich für ganz Deutschland beseitigt. Während der Bundesrath sich zu Initiativanträgen des Reichstages zumeist in keinem Stadium der Berathung äußert, hat er gestern schon vor Beginn der ersten Lesung des nationalliberalen Antrages auf Aufhebung des Verbotes der Verbindung inländischer Vereine untereinander seine Zustimmung für den Fall der Beschlußfassung angekündigt. Diese ist denn in erster und zweiter Lesung erfolgt; wenn nicht ein gesetzliches Hinderniß entgegengestanden hätte, hätte auch sogleich die Schlußabstimmung stattfinden können. Der so einfache und so schwierig gemachte Casus ist damit als endgiltig erledigt zu betrachten, es hätte deshalb keinen Zweck mehr, auf die Erklärung des Reichskanzlers zurückzukommen, wenn es nicht unrecht erschiene, ein so geschickt abgefaßtes, durchaus die geistige Physiognomie des feinen Diplomaten Fürst Hohenlohe widerspiegelnde Kundgebung unerwähnt zu lassen. Ob das vom Kanzler geäußerte Bedauern über das Scheitern der v. d. Recke'schen Vereinsgesetzvorlage, die die Aufhebung des Verbindungsverbotes mit einer Reihe — wie die Franzosen sagen würden — „unmöglicher" Bestimmungen bepackte, die Seele des alten Herrn bis in die tiefsten Tiefen aufrührt, darf dahingestellt bleiben. Die gestrige Anwesenheit des Nachfolgers des Frhrn. v. d. Recke am Bundesrathstische deutet vielleicht sogar darauf hin, daß man selbst im preußischen Ministerium mit dem, was nun im Reiche wird, und mit dem, was in Preußen nicht geworden ist, sich ausgesöhnt hat. Nicht ausgesöhnt erscheint nur der Abgeordnete Freiherr v. Stumm, der zweimal das Wort gegen den Bundesrath ergriff und sich auch mit dem Abgeordneten Bachem vom Centrum über die richtige Behandlung der Socialdemokratie im Allgemeinen stritt, wobei beide Herren unseres bescheidenen Erachtens sich als noch aufklärungsbedürftig zeigten. Die deutschen Conservativen erklärten sich durch den Mund des Abg. v. Levetzow gleichfalls gegen das Gesetz und stimmten demgemäß. Aber bei dieser Partei, so will es bedünken, handelte es sich mehr um eine „Anstandsdrepanze", die sie wohl nicht unterlassen zu dürfen glaubte, nachdem sie anno lex v. d. Recke dem nun bald verwichenen freiconservativen Abg. v. Zedlitz und Neukirch geholfen, die Vereinsgesetzangelegenheit zu einer hochpolitischen hinaufzuschrauben. Das ist nun Alles in das Meer der Vergessenheit, in der seit 1890 schon so manche in Berlin ausgedeckte Haupt- und Staatsaction unbeweint schwimmt, hinabgeflossen. Aber es bleibt doch ein bitterer reichspolitischer Bodensatz zurück. Reichspolitisch im höheren historischen Sinne. Das Reich „schneidet" in dieser Sache „gut ab", es hilft der preußischen Regierung aus einer „Patsche", in die sie durch die ihr anhaftende Unbesonnenheit gerathen ist, und befreit den persönlich so überaus vertrauenswürdigen Reichskanzler Fürsten Hohenlohe aus einer schlimmen Lage, in die er — obwohl er preußischer Ministerpräsident ist und trotz seines gestern geäußerten Bedauerns! — wider Willen gedrängt worden war. Aber angesichts der Entstehungsgeschichte des Reiches und bei der realen und staatsrechtlichen Machtvertheilung unter seinen Gliedern ist es vom reichspolitischen Standpuncte nicht erfreulich, wenn Preußen, das das Reich gebildet hat und seine Vormacht repräsentirt, es ist, das der Bundesrath aus selbstverschuldeter schwerer Verlegenheit befreien muß. Von ihm gemachte große Fehler sind unmöglich geeignet, Preußen die Autorität zu erhalten, die es im Reiche und um des Reiches willen bewahren müßte. Diese Verbindungsverbotsangelegenheit stellt aber einen Knäuel von Fehlern vor. Zuerst, vor fünf Jahren, kam der damalige Minister v. Köller auf den Gedanken oder wurde er zu dem Gedanken geführt, die socialdemokratische Organisation wegen Uebertretung des § 8 des preußischen Vereinsgesetzes, der die Verbindung mehrerer Vereine untersagt, zu verfolgen. Lange Untersuchung, langer Proceß durch die drei Instanzen hindurch und als Schlußergebniß die Freisprechung aller Angeklagten, also ein Triumph für die Socialdemokratie, der nur wenig durch die Thatsache abgeschwächt wurde, daß auch gegen die nationalliberale und die conservative Partei wegen der vermutheten gleichen Uebertretung vorgegangen worden waren; hier ergaben schon die Vorerhebungen den Irrthum der Organe des Herrn von Köller. Was zu Tage getreten war, was man aber in interessirten Kreisen schon längst gewußt hatte, war die Gewißheit, daß dieses Verbindungsverbot nur die bürgerlichen Parteien schädigte, da die Socialdemokratie kraft eines in diesem Umfange nur ihr möglichen mündlichen Verkehrs die förmliche Verbindung der Vereine ausreichend zu ersetzen wußte. Dennoch konnte man sich in Preußen nicht nur nicht zu einer Beseitigung des Gesetzes entschließen, man kam, nachdem Fürst Hohenlohe die bekannte „Zuversicht" geäußert und nachdem fast alle Bundesstaaten, die das Verbot hatten, die „Erwartung" des Reichskanzlers gerechtfertigt hatten, mit der erwähnten Belastungsvorlage und that sogar eifrig mit, als im Abgeordnetenhause der Versuch gemacht wurde, aus dem Regierungsentwurf ein reichspolitisch undenkbares Ausnahmegesetz für den alleinigen Gebrauch Preußens herzurichten. Hätte sich das dem Abgeordnetenhause vorgelegte Gesetz auf die Beseitigung des Verbindungsverbots beschränkt, so wäre es angenommen worden. Die Improvisationen der lex Recke und der Zedlitz'schen Anträge zwangen Preußen, sich in den Reichstag zu flüchten. Die gestrigen Behauptungen des Abg. Singer, daß dies aus „Furcht vor der Socialdemokratie" geschehen sei, daß diese also einen Sieg davongetragen hätte, sind freilich „Nachrichten", würdig, von der südafrikanischen Filiale des Bureaus Reuter verbreitet zu werden. Unrecht hat der Abg. Singer auch darin, daß er den Beschluß des Bundesraths mit der Flottenverhandlung in Zusammenhang bringt. Wenn er damit eher Gläubige finden sollte, so würde es dem Schlußglied der langen Kette gemachter Fehler zuzuschreiben sein, das darin bestand, daß man nicht schon dem ersten, gleichfalls auf nationalliberalen Antrag beschlossenen Reichsgesetze betr. Aufhebung des Verbindungsverbotes zustimmte und es den Reichstag „zweimal sagen" ließ. Aus dem schließlichen Erfolge des wiederholten Beschlusses wird das Centrum neuen Muth zum Anstürmen auf das Jesuitengesetz schöpfen; Herr Bachem schien schon gestern an eine solche „Analogie" zu denken. So bleibt von dem Ausgange der Affäre nichts weiter übrig, als die negative Genugthuung darüber, daß das Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches ohne bittere Nebengedanken begrüßt werden darf.

Wenn die **Centrumsfraction** des Reichstags zur **Flottenfrage** die Stellung einnimmt, zu der ein Theil der klerikalen Blätter sie drängen will, so wird die Auflösung des Reichstags unvermeidlich werden. „An die Gewehre!" ruft kampfesfreudig die „Kölnische Volkszeitung". Sie will dadurch beweisen, daß sie nicht, wie ihr von einigen Seiten imputirt worden war, Angst vor einer Reichstagsauflösung habe, sondern kühl dazu sagen werde: „Wie's beliebt." Offenbar soll durch derartige Auslassungen die Centrumspartei gegen die Regierung „scharf gemacht" werden, um es gelegentlich der Berathung der Flottenvorlage auf eine Machtprobe ankommen zu lassen. Der erste warnende Fingerzeig war die Verweigerung der Commissionsberathung für die „Zuchthausvorlage", bei der das Centrum so eifersüchtig darauf hielt, einstimmig zu sein, daß, wie der „Vorwärts" seinerzeit erzählte, „ein nationalliberaler Herr, der sich in die Centrumsreihen verirrt hatte und sich dortselbst zu Gunsten der Commissionsberathung erhob, während der Abstimmung von den Centrumsleuten herausgedrängt wurde, damit er nicht durch sein Aufstehen ihre Partei in falschen Verdacht brächte." So ernst wurde die Sache genommen, um der Regierung die volle Geschlossenheit der Partei vor Augen zu führen. Jetzt fragt die „Kölnische Volkszeitung", warum sie sich vor der Auflösung des Reichstags fürchten sollte, und fährt fort:

„Einmal muß es doch zum Krach kommen. Wir glauben, daß es gar nicht schaden kann, wenn die jetzige schwüle politische Atmosphäre einmal durch ein tüchtiges Gewitter geklärt wird, wir hoffen dann mit Sicherheit auf reine Luft. Die Regierung wird nach einer gründlichen Niederlage weit umgänglicher werden . . ."

Die „Kreuzztg." glaubt jedoch vorläufig nur an ein „Theatergewitter" und hält es für gar nicht unwahrscheinlich, daß Herr Dr. Lieber, wenn er bei den bevorstehenden Etatsberathungen die angekündigte Säuberung der „schwarzen Wäsche" vornimmt, einem „Krache" säuberlich aus dem Wege geht. Nach unserem Dafürhalten hängt die Stellungnahme des Centrums wesentlich von der Haltung der Regierung ab. Zeigt diese bald und unzweideutig, daß sie weder zu Concessionen noch zur Nachgiebigkeit bereit ist, so wird das Centrum schwerlich die Probe machen, ob die katholische Wählerschaft kurzsichtig genug ist, den Schutz des Reiches und seiner Handelsinteressen lieber dem „festen Thurme des Centrums", als einer starken Flotte anzuvertrauen.

Die **französische Regierung** ist überzeugt, daß trotz der Worte **Chamberlain's** von einem deutsch-amerikanisch-englischen Bündniß nicht die Rede sein kann. Schon die fast leichtfertige Art, mit der Chamberlain die Ausdrücke „Bündniß, Einvernehmen und Einigung" durcheinander wirft, offenbart, so meint man in Paris, die Fadenscheinigkeit seines diplomatischen Dilettantismus. Aber auch abgesehen davon sei für England der Augenblick noch nicht gekommen, von seinem alten Grundsatze: „Freundschaft mit Allen, Bündniß mit Niemandem" abzugehen; wenn daher drüben von Bündniß und Bundesgenossen gesprochen werde, so solle man nie vergessen, daß England sich dieser politischen Kosenamen schon lange bedient, um die Nationen zu bezeichnen, die mit ihm durch irgend einen Vertrag verbunden sind. Die Portugiesen besaßen in dieser Hinsicht schon vom Halbinselkriege her den mageren Vorzug, der „älteste Bundesgenosse" Englands zu sein; bekanntlich hat das Lord Salisbury nicht gehindert, ihnen ihre Besitzungen in Südostafrika abzuknöpfen. Ebenso sind die Franzosen oft von den Engländern in amtlichen Schriftstücken „our friends and allies" genannt worden, weil sie beispielsweise den später aufgefaßten Handelsvertrag von 1860 mit ihnen abgeschlossen hatten. Die Deutschen würden sich daher, so geht in Paris weiter die Meinung, nicht allzu weitgehende Schlüsse zu gestatten brauchen, wenn Chamberlain sie auf diese fragwürdige Weise auszeichne; die neue Bündnißgenossenschaft halte sich in sehr engen Kreisen. Es braucht nicht erst besonders darauf hingewiesen zu werden, daß die Franzosen sich mit der Interpretation der Rede Chamberlain's und ihrer Auffassung in Deutschland im Irrthum befinden. Chamberlain weiß so gut wie wir und wir so gut wie Chamberlain, daß England als Bundesgenosse uns nichts bieten kann, resp. nichts bieten mag. Chamberlain's Rede bezweckt auch in erster Linie nicht, uns zu einer Allianz zu bewegen, sondern Mißtrauen gegen Deutschland in Rußland zu erwecken und beide Nachbarn aufeinander zu hetzen, um dadurch Rußland von seinen antienglischen Actionen abzuhalten. Was die Vorwürfe betrifft, die gegen Delcassé selbst in der französischen Presse geschleudert worden, als habe er sagt man weiter, einem deutsch-französisch-russischen Einvernehmen gegen England beizutreten abgelehnt, so seien diese Vorwürfe vollständig aus der Luft gegriffen. Indessen, gesetzt, der Vorschlag wäre aufgetaucht, so hätte Frankreich niemals dabei die führende Rolle übernehmen können. In einem Kriege zwischen England und dem Festlande würde Frankreich den Prügeljungen spielen; sein Handelsverkehr mit England, größer als der irgend einer andern Macht, ginge dabei in die Brüche; und seine bedeutende Küstenausdehnung zöge ihm in erster Linie die Feindseligkeiten der englischen Riesenflotte zu, während Deutschland durch die Unnahbarkeit seiner Häfen (?) und vollends Rußland erst durch seine geographische Lage ihrer mehr oder weniger spotten könne. Frankreichs Lebensinteressen verböten es ihm daher, das Odium einer Initiative gegen England zu übernehmen. Im Uebrigen ist sich Frankreich auch ohne eine solche Initiative wohl bewußt, wessen es sich von England zu versehen hat. Die Rede Delcassé's enthält darüber einen leider nicht sehr lichtvollen, aber doch sehr zu beherzigenden Wink. Es heißt darin: „Ich glaube, daß wir unsere Hilfsquellen für die an unsere Lebensinteressen gestellten Anforderungen aufsparen müssen." Vielfach hat man darin eine Anspielung auf den Tod des Kaisers Franz Joseph und die dabei gemuthmaßte Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie sehen wollen, auf eine mögliche Entschädigung Frankreichs für den Anheimfall der Deutsch-Oesterreicher an das deutsche Reich. Indessen ist diese Erklärung zu weit hergeholt; sie liegt näher: die Worte weisen auf England hin. Wem dies nicht klar sein sollte, dem hat Chamberlain selbst in seiner Leicesterrede ein Licht aufgesteckt, als er seine Drohung gegen die Nachbarn Englands aussprach. Delcassé's obige Wendung lieferte dazu nur im Voraus die Antwort: die Lebensinteressen Frankreichs bedingen die Aufsparung seiner Hilfsquellen für den Eintritt eines Angriffs durch England, wie ihn Chamberlain in einer nicht mißzuverstehenden Sprache angedeutet hat.

Der Krieg in Südafrika.

—ρ Auf dem östlichen wie auf dem westlichen Kriegsschauplatze dürfte in den nächsten Tagen eine Entscheidung fallen. Mafeking und Ladysmith können sich unmöglich noch lange halten. Ueber

Ladysmith

wurde schon unterm 28. November berichtet, die Boeren hätten jetzt die schwächsten Puncte der Stadt entdeckt, das Feuer der Belagerungsgeschütze fange an eine verheerende Wirkung zu haben, die täglichen Rationen seien herabgesetzt und eine beträchtliche Anzahl von Leuten sei erkrankt. Weiter wird uns heute gemeldet:

* **London**, 6. December. Dem „Reuter'schen Bureau" wird aus dem Hauptlager von Ladysmith vom 30. November über

---

Feuilleton.

Das verkaufte Genie.

Ein Sammernachtstraum.

Novelle von Anton Freiherrn v. Perfall.

Nachdruck verboten.

Jolander stutzte.

„Pardon, mein Herr —, Sie sind doch der Mister Floot, der in M.... ein so herrliches Palais gebaut haben soll —, Floot aus Californien?"

„Allerdings, der bin ich, und — entschuldigen Sie auch meine Frage — Sie sind doch der berühmte Maler Martin Jolander, dessen Werke ich so hoch verehre?"

„Martin Jolander, der bin ich — jawohl", erwiderte der Maler, dem dieser Mensch noch immer ein Räthsel war.

„Nun also", fuhr der junge Mann fort, „dann bin ich der Bettler, der um eine kleine, für ihn unendlich werthvolle Gabe bittet aus Ihrem unerschöpflichen Schatz —, um einen guten Rath." —

„Ah, so meinen Sie das?" Jolander lachte. „Jetzt verstehe ich erst. Ja, das sagt sich ganz hübsch, besonders von Ihrem Standpuncte aus, aber näher besehen, nimmt sich das Alles doch verdammt anders aus, verdammt anders, Herr Floot, ich versichere Ihnen. Seien Sie froh, daß Sie nichts davon wissen von dem erbärmlichen Kleinkram, mit dem sich Unsereins herumschlagen muß . . . Doch das wird Sie wenig interessiren. Gott, ich beklage mich ja auch nicht. Also, wozu brauchen Sie meinen Rath. Ich denke, Ihnen könnt' es daran nicht fehlen. Wollen Sie nicht eintreten?"

Jolander führte Mister Floot in das Empfangszimmer, von dem aus man einen Blick in das Atelier hatte. Es war einfach, aber ausgesprochen individuell eingerichtet, ebenso weit entfernt von der übermodernen Koketterie mit dem Bauernthum, wie von städtischer Stillosigkeit. Zu breitheiligen gothischen Erkerfenstern grüßte die heitere Landschaft herein.

Die Selbstironie Jolander's, welcher stets den Drang fühlte, was er besaß, zu verkleinern und zu verhöhnen, machte keine Wirkung auf den jungen Mann. Er trat mit einer gewissen Andacht in den Raum und betrachtete Alles mit einer gewissen naiven, Jolander unerklärlichen Bewunderung.

„Herrlich, reizend! Ja, das ist's eben, selbst geschaffen! Aus allen Ecken, von allen Wänden spricht Martin Jolander."

Er seufzte schwer auf.

„Das ist Ihr Zimmer! Ich habe kein Zimmer, werde nie eines haben, nein, lachen Sie nur, es wird stets das Zimmer eines Baumeisters sein, irgend eines Künstlers, wenn nicht gar eines Tapezierers, eines Möbelfabrikanten. Ja, das ist auch drollig, sehr drollig, und dann wird man von allen Menschen beneidet, für ein Glückskind ausgeschrieen."

„Und hat nicht einmal ein Zimmer", ergänzte lachend Jolander.

Ein sonderbarer Gedanke war ihm gekommen und nahm mit jedem Worte des Jünglings an Stärke zu, ein Gedanke, der ihm eine gewisse Genugthuung verschaffte. Dieser Unglückliche hat eine fixe Idee; er hält sich wirklich für arm und seinen unermeßlichen Besitz für werthlos. Daß er in diesem Falle nur einen Leidensgenossen vor sich habe, daran allerdings dachte er nach Art aller Belasteten nicht.

Von diesem Augenblicke an gesellte sich zu seiner Sympathie für den schönen Jüngling noch eine Dosis wohligen Mitleids.

„O, verspotten Sie mich nur", fuhr der Jüngling fort. „Ein Mann in meinem Alter, der sich nur mit fremden Federn zu schmücken versteht, verdient es nicht anders."

„Aber Sie sind ja vollständig auf dem Holzwege, entschuldigen schon Mister Floot, das ist ja gerade die herrlichste und dankbarste Kunst, alles Schöne im Leben verständnißvoll auszuwählen, Harmonie hineinzubringen in dieses wilde Chaos, ungebunden, frei von dem Handwerk des Tages, von allen beengenden Grenzen, nicht Maler, nicht Dichter, nicht Musiker von Profession, sondern einfach Künstler — Lebenskünstler! Was ist dagegen all' das Geschmier, ein trauriges Surrogat, Brodarbeit, weiter nichts. O, treten Sie nur ein, wenn Sie Lust haben", ermunterte er Floot, welcher sehnsüchtige Blicke in das Atelier warf. „Kommen Sie nur."

Er führte ihn vor das beinahe vollendete Bild auf der Staffelei.

„Sehen Sie, da haben Sie gleich ein Beispiel. Mein Bestreben ist, in dieser Abendlandschaft einen musikalischen Reiz zum Ausdruck zu bringen. Seit einem Monat quäle ich mich damit, es will mir nicht gelingen. Bald höre ich etwas daraus, bald nichts, bald fürchte ich zu übertreiben, das Motiv in dem Farbenklang, in der Bewegung der Bäume, des Wassers, des Schwanes, darauf zu stark betonend, bald fürchte ich, völlig unverstanden zu bleiben. Was thue ich, wenn ich Mister Floot bin? — für andere Leute, die nichts daraus hören, mich mit der Leinwand quälen? Gewiß nicht.

Ich schaffe mir", fuhr Jolander fort, „den Zauber in Wirklichkeit, in einem Park, an einem See mit schneeweißen Schwänen, hinter den Büschen verborgene Knabenchöre sorgen für die Musik, jedenfalls viel plastischer, als ich es vermag, und ich, der Meister, genieße in aller Ruhe, ohne all' das qualvolle Ringen, die Wahrheit des hier künstlich Uebertragenen."

Floot blickte bald auf das Bild, bald auf den Maler, eine heftige Gemüthsbewegung hatte ihn ergriffen. Dieser große Meister, den er über Alles verehrte, den er unzählige Male im Stillen beneidete, war von einem unglücklichen Wahn befallen! Zugleich röthete der Unmuth über solchen Frevel seine Wangen.

„Und die Wonne des ureigenen Schaffens, die Wiedergabe Ihres ganzen Wesens, die heilige Begeisterung, die Sie durchdringen muß, den Ruhm, die Anerkennung, die Verehrung Tausender, die Ihnen den reinsten Genuß verdanken, den unvergänglichen Lorbeer, der Ihnen blüht, den achten Sie gering? O, Herr Jolander, das ist nicht schön von Ihnen, daß Sie sich auf diese Weise über mich lustig machen. Wenn ich auch kein Künstler bin von Gottes Gnaden, wie Sie, so liebe ich doch die Kunst über Alles, ja, offen gesagt, ich bin auch nicht mehr ganz Laie darin. Ich male selbst, und wenn ich auch in Ihren Augen der verächtliche Dilettant bin, so bin ich doch so weit eingedrungen, daß ich dieses hohe, einzige Glück fühle, das mir für immer versagt ist, das Glück des Genies, um das ich den ärmsten Krämer, der mich beschwert, freudig hingeben würde."

„Herrlich, herrlich!" rief eine weibliche Stimme.

Der junge Mann wandte sich überrascht. Marie stand erröthend vor ihm.

„O, sprechen Sie! Sprechen Sie! Mein Vater wollte sich nicht lustig machen, gewiß nicht, er meint es wirklich so. Lesen Sie ihm nur ordentlich den Text. Ich fühle es ja gerade so, das habe ihm nur ordentlich den Text. Ich fühle es ja gerade so, das habe ich auch, nur finde ich die schönen Worte nicht, wie Sie. Vater", wandte sie sich jetzt, hocherröthet vor freudigem Eifer, an diesen: „hörst Du es? Kannst Du noch etwas erwidern? Siehst Du endlich Dein Unrecht ein, Du Undankbarer?"

Jolander fand diese unvermittelte Dazwischenkunft seiner Tochter höchst unpassend. Was sollte sich der junge Mann davon denken!

„Ihre Tochter weiß?" fragte Floot, mit Wohlgefallen das junge Mädchen betrachtend, ehe der Maler eine herbe Zurechtweisung von den Lippen brachte.

„Eine Ihnen ungewohnte Vorstellung, nicht wahr? Meine Tochter — Mister Floot, von dem Du mir soeben vorgelesen."

„Von mir, mein Fräulein? Was kann man von mir wohl schreiben? Daß ich einige Millionen von meinem Vater geerbt?"

„Nun, das ist nicht das Schlimmste, was man über Jemand schreiben kann", meinte Jolander.

„Man schreibt aber noch viel mehr", bemerkte Marie. „Daß Sie ein kostbares Palais gebaut, daß Sie alle Künste unterstützen, daß Sie im Lande irgendwo ein wunderbares Schloß bauen wollen."

„Ja, allerdings, das ist auch meine Absicht", entgegnete Floot, „deshalb bin ich hier."

„Deshalb? Wegen des Schlosses?"

Jolander erschrak, er hatte über dem Gespräche die Hauptfrage vergessen.

„Wegen des Schlosses, zu dem ich mir Ihren Rath erbitte. Was sagen Sie zu dem Felsenfels da drüben?"

Er trat an das Fenster und zeigte auf die Burgruine gegenüber.

„Ließe sich daraus nicht ein herrliches Bauwerk machen? Zu haben ist der Platz, ich habe mich bereits erkundigt, möchte aber ohne Ihren Rath nichts unternehmen."

Jolander kratzte sich den Bart.

„Hm, das ist allerdings ein Verhängniß, daß Sie gerade meinen Rath — mir ist nämlich die Ruine da drüben lieber als das schönste Schloß der Welt — und dann, gerade heraus, es ist das so eine Sache; ich gehe eigentlich allen Schlössern und Palästen aus dem Wege, aber da ich am Ende doch nichts daran ändern kann, wenn Sie meinen Rath wirklich wollen. Was soll ich denn eigentlich rathen?"

„Alles, Herr Jolander; kein Stein soll gesetzt werden ohne Sie — —"

Jolander fing an, sich zu interessiren.

„Aber dazu haben Sie ja, wenn ich mich nicht irre, bereits Ihren Mann bei sich."

„Was nützt mir ein Mann, ein Architekt, der Schlösser dem Dutzend nach baut um das schnöde Geld. Ich will einen Künstler haben, Sie will ich haben. Das war mein erster Gedanke, als ich von Ihrer Anwesenheit hier erfuhr. Da können Sie ja frei schalten, ohne alle beengende Grenzen, ganz nach Ihren Wünschen, ich werde Ihnen gewiß nicht im Wege sein. Wollen Sie, wenn ich Sie darum bitte?"

„Allerdings ein sehr verführerisches Angebot, und wenn ich bedenke, daß, wenn ich Nein sage, irgend so ein Stümper die